

Lutz Tilger  
Fritzleben

Roman einer Wende

Verlag Volk & Welt Berlin 1994

Georg Eyring  
Ein lauter Verriß, unlauter

*Für Marcel Reich-Ranicki,  
dem diese Kritik  
buchstäblich alles verdankt.*

»Wer Kritik als Beruf ausübt, weiß genau, was für ihn unentwegt auf dem Spiel steht – sein Renommee und damit die Basis seiner Existenz als Schriftsteller. Er kann es sich deshalb nicht leisten, leichtfertig zu urteilen.«

M. R.-R.

Schon am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, als Madame de Staël durch Deutschland reiste, hatte das Metier, dem wir auch diesen Roman mit dem unsäglichen Titel »Fritzeleben« verdanken, offenbar starken Zulauf: »Wie man in gewissen Städten mehr Ärzte findet als Kranke – berichtete sie –, so gibt es in Deutschland zuweilen mehr Kritiker als Autoren.« Und als hätte sie diesen Roman vorausgeahnt, schrieb sie: »Leider muß man bekennen, daß die Deutschen der Jetztzeit das, was man Charakter nennt, nicht besitzen. Fortwährend erscheinen miserable literarische Arbeiten.«

Nein, Deutschland mangelt es nicht an großen Kritikern, aber den großen deutschen Kritikern fehlt

Deutschland, hieß es schon vor gut zwanzig Jahren. Und jetzt haben wir Deutschland und die großen Kritiker – es fehlen nur die großen deutschen Romane. Und um es gleich zu verraten: DIESER ist keiner.

Wenn – mit Hofmannsthal zu sprechen – »das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« zu sehen ist, dann darf, nein, muß angesichts der literarischen Hervorbringungen des wie immer vereinigten Deutschland gefragt werden, was an diesem Raum noch geistig ist außer den Getränken, die man benötigt, um es in ihm überhaupt noch auszuhalten.

Die deutsche Literatur ist schlecht. Sie macht eine schwere Krise durch, sie liegt danieder und siecht dahin. Ihre Misere ist offenkundig, ihr Verfall erschreckend, ihr beschämender Zustand läßt sich nicht mehr verheimlichen. – So heißt es jedenfalls heute. Erst heute?

Seit der junge Goethe die Verszeile schrieb: »Schlagt ihn tot, den Hund! Er ist ein Rezensent«, sind fast zweihundert Jahre vergangen. Sind sie wirklich vergangen?

In einem Brief vom Jahre 1883 erklärt Fontane: »Nichts liegt so danieder wie die Kritik. Die Betroffenen wissen gar nicht, worauf es ankommt.« Und im wieder gesamten Deutschland hat es die Betroffenen ereilt. Schon 1755 hatte Nicolai festgestellt: »Die Kritik ist die einzige Helferin, die, indem sie unsre Unvollkommenheit aufdeckt, in uns zugleich die Begierde nach höheren Vollkommenheiten anfachen kann.« Und Friedrich Schlegel erklärt in seinen

»Eisenpfeile« kurzerhand: »Die Kritik ist die Kunst, die Scheinlebendigen in der Literatur zu töten.«

Jede Kritik, die es verdient, eine Kritik genannt zu werden, ist auch eine Polemik. Sie bezieht sich immer auf einen konkreten Gegenstand – und nie auf diesen Gegenstand allein. Ob Hymnen oder Verrisse, stets handelt es sich darum, in Extremen das Exemplarische zu erkunden und zu zeigen. Man könnte sagen: Die Bücher, die er befürwortet, hält der Kritiker natürlich *auch* für Symptome, jene, die er mißbilligt, wertet er *nur* als Symptome.

»Und wänn Ihr = Mich schreinicht: Deutschland iss Mir un ganz am liebsten«, hat in seiner »Selfmadeworld in Halbtrauer« Arno Schmidt festgestellt, nur – ein Ärgernis ist Arno Schmidt längst nicht mehr. So erweist sich Arno Schmidt wiederum als ein Dichter der Tradition – einer sehr deutschen Tradition.

Warum also ist »Fritzleben« ein gescheiterter Versuch der deutschen Literatur der Gegenwart, der Realität dieser Jahre beizukommen? Der Klappentext läßt uns wissen: »Deutsche Leistung, deutsch-deutsche Misere: Wer hätte gedacht, daß sich aus solchem Stoff etwas wie ein Schelmenroman machen läßt?« Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Wenn ein Schelm einen Roman schreibt, ist das noch kein Schelmenroman, das walte Grimmelshausen. Und auf Gottfried Kellers »grünen Heinrich« und Fritz Graßhoffs »blauen Heinrich« folgt nun ein »Fritzleben«, das ist ein starkes, übelmachendes Stück aus der Trivialkiste.

Die Handlung von »Fritzleben« spielt im Jahre 1993 in der ehemaligen DDR, in der Bundesrepublik und in den USA. Die Menschen, die Lutz Tilger auftreten läßt, gehören zwei verschiedenen Gruppen an: sie sind gut oder böse. Nun sollte man aber nicht annehmen, die guten seien nur im Osten und die bösen nur im Westen.

Das Buch scheint reichhaltig zu sein. Weshalb ist es doch so erschreckend armselig? Mehr: Warum erweist es sich als geradezu peinlich? Es sind, glaube ich, einige verschiedene Umstände, die diese penetrante Peinlichkeit bewirkt haben.

Ein deutscher Jüngling knöpft seine Hose auf – in durchaus prosaischer Absicht zwar, aber an einem nicht ganz alltäglichen Ort: Er steht unter einem mächtigen Portikus mit der noch entzifferbaren Inschrift: »Dem deutschen Volke«. Zu sehen sei dieses Volk – lesen wir – »unten vor den Säulen, wo es zum ersten Male in seiner Geschichte selbständig handelt«.

Obwohl jener Jüngling glaubt, er befinde sich in einer »überdimensionalen Bedürfnisanstalt, die auf solche Art die Bedürfnisse des an ihrer Stirnseite namhaft gemachten Volks befriedigt«, wird er doch »von der Ausübung dringlicher Notwendigkeit abgehalten«. Plötzlich erblickt er die vor ihm auf der Erde liegende Leiche eines erschlagenen Mannes. So ungewöhnlich beginnt dieser neue deutsche Roman, ein ebenso merkwürdiger wie fragwürdiger, ebenso wunderlicher wie leider auch ärgerlicher Anfang.



Das Ganze ist als Schelmenroman konzipiert, wobei man des Helden Heinz literarische Ahnen nicht unbedingt in fernen Jahrhunderten zu suchen braucht: es genügt, an Strittmatters »Wundertäter« und, vor allem, an den Grass'schen Oskar Matzerath zu erinnern. Aber mit einem Schelmenroman wollte sich Lutz Tilger nicht begnügen. Da liegt ja gleich am Anfang die Leiche des Ermordeten, die den heiteren und wendigen Helden in jene hochdramatische Rolle drängt, zu der er nicht recht taugt: Er soll dafür sorgen, daß die Untat, für die es weder Beweise noch Zeugen gibt, gesühnt wird.

Wie also? Picaro oder Hamlet? Ein fröhlicher Gauner und gerissener Schalk oder ein von des Gedankens Blässe angekränkelter Rächer, ein Mann, der sich der aus den Fugen geratenen Zeit annehmen soll? Oder hatte Tilger gar eine Synthese im Sinn, einen picaresken Hamlet im wiedervereinigten Berlin? Auf jeden Fall versieht er seinen Helden im Laufe des Romans nacheinander mit so zahlreichen und so unterschiedlichen Zügen – burlesken und schwankhaften, düsteren und tragischen –, daß die ohnehin fragwürdige Gestalt vollends zerfließen muß und schließlich nichts mehr bedeutet. Dies bestätigt uns, wie das in deutschen Romanen neuerdings üblich ist, der Autor selber. Denn Heinz darf freimütig erklären, er habe nichts zu verbergen: »nicht mal, daß ich eine ausgeschabte Haut bin, Pelle ohne Inhalt, Hanswurst ohne Füllung, vom kalten Luftzug durch die Gegend geblasen.«

Indes gibt es Schelmenromane, alte und moderne, denen eine einheitliche und überzeugende Zentralfigur fehlt und die dennoch beachtliche Werke sind. Gewiß, nur verdanken sie ihre Kraft einer Fülle von Motiven und Situationen, Schauplätzen und Episoden, einem alle Bedenken beseitigenden Fabuliertalent. Auch Tilger bemüht sich um einen großen und bunten Bilderbogen. Was wir jedoch zu sehen bekommen, bleibt meist undeutlich, blaß und leblos.

Je intensiver der sprachliche Aufwand, desto weniger kommt zum Vorschein. Der Kampf um die Anschaulichkeit bleibt vergeblich. Daher muß diese häufig verkrampte und gelegentlich auch aufgequollene Prosa rasch auf die Nerven gehen, zumal den mühevoll aufgepumpten Galgenhumor ironisch gemeinte Apostrophen (»Adieu, bleiches Bett, gnädiger Vergessensspender, nächtliche Ruhestätte des täglichen Irrtums, der für Leben gehalten wird«) unterstützen sollen und leider auch persiflierte Klassikerzitate, die indes auf fatale Weise in die Nähe von Kaulauern geraten. »Ein Gedanke wohnt ach, in zwei Brüsten.«

Der Mittelteil, in dem Tilger kaum noch mit neuen Einfällen aufwarten kann und in dem der dünne Handlungsfaden fast ganz verschwindet, stellt an die Geduld der Leser ungewöhnlich hohe Anforderungen.

Natürlich gibt es einen unverkennbaren Zusammenhang zwischen dieser Prosa und dem, was sich in unserer Umwelt abspielt. Nur daß Tilger sein bestimmtes aufrichtiges Entsetzen zu Ausverkaufspreisen

verschleudert: Zu billig ist sein Zorn, zu einfach macht er es sich mit seiner Anklage. Wo nämlich Tilger auf die direkte Benennung dessen, was er angreifen möchte, verzichtet, da landet er sofort im Verschwommenen und Nichtssagenden. Zu beliebig und zu willkürlich sind dann die Sprünge seiner Imagination, um überzeugen zu können. Er flüchtet ins Unkontrollierbare und entzieht sich damit jeder Verantwortung – der intellektuellen und moralischen ebenso wie der dichterischen im weitesten Sinne des Wortes.

Aber so belehrend »Fritzeleben« auch sein will, so wenig vergißt der Autor, daß sich das Publikum nach einer dramatischen und spannenden Handlung sehnt. Allerlei geht hier vor sich, und die Behauptung des Klappentextes, wir hätten es mit einem »abenteuerlichen Geschehen« zu tun, trifft vollkommen zu.

Manche Rezensenten haben sich vor dem neuen Roman bereits ehrerbietig verneigt. Auch findet sich der Titel seit Wochen auf jener Bestseller-Liste des SPIEGEL, die ebensowenig ernstgenommen wie ignoriert wird. So ist »Fritzeleben« auf jeden Fall ein literarischer Gegenstand, der es verdient, daß man ihn aufmerksam betrachtet.

Tilger gibt sich viel Mühe, die Unzufriedenheit und die Verbitterung der Menschen in der ehemaligen DDR zu zeigen und auch und vor allem die Umstände zu schildern, die sie gezwungen haben, sich gegen das Regime zu wehren und zu demonstrieren. Andererseits macht er deutlich, daß die Parteiführung von den

Sorgen und Nöten jener Klasse, deren Sachwalter und Repräsentant sie zu sein vorgab, nichts wußte und offenbar auch nichts wissen wollte. Schließlich zögert er nicht, in sein Buch Szenen aufzunehmen, die erkennen lassen, wie groß die Ratlosigkeit der Bonner Führung angesichts der großen Probleme der Einheit gewesen war und ist.

Den Lesern in der ehemaligen DDR mögen unsere Einwände gegen »Fritzeleben« nebensächlich oder gar weltfremd vorkommen. Indes läßt es sich nicht verheimlichen, daß wir es zwar mit einem bemerkenswerten zeitgeschichtlichen Dokument, doch zugleich mit einem dürftigen und erschreckend oberflächlichen Roman zu tun haben. Aber er ist nicht etwa deshalb so arg mißraten, weil Lutz Tilger nicht sagen durfte, was er sagen wollte, sondern weil er nicht erzählen konnte, was er – da er sich zu diesem Thema entschlossen hatte – hätte erzählen müssen. Alle Motive finden sich in einem auffallend wirren Roman, der, obwohl Tilger an ihm viele Jahre gearbeitet hat, flüchtig und hastig geschrieben scheint und dessen Lektüre viel Geduld erfordert. Er gehört zu jenen Büchern, die man erst beim zweiten Lesen ganz verstehen kann, ohne freilich die Gewißheit zu erlangen, daß es sich gelohnt hat, sie überhaupt zu lesen.

Die Zahl der Personen ist übermäßig groß, was damit zusammenhängen mag, daß die ursprüngliche Fassung etwa doppelt so umfangreich war wie die endgültige. Tilgers Romanfiguren voneinander zu unterscheiden ist oft nicht leicht, dafür kann man, wie beim

Fußballspiel, gleich erkennen, auf welcher Seite sie stehen. Da gibt es Bürger der Bundesrepublik mit widerlichen Zähnen und spinnenhaften Fingern. Sie haben in ihrem Wesen »etwas Lauerndes und zugleich Herrisches«, sie sind geil und feige und mißhandeln Frauen. »Wenn es brodeln, steigt der Dreck nach oben« – werden wir belehrt.

Doch treten in diesem Roman auch ganz andere Menschen auf: der Gewerkschaftsfunktionär Silchmüller (»ich habe nie vergessen, daß ich ein Arbeiter bin«), ein ganz vorbildlicher Kerl, der freilich bisweilen etwas selbständig denkt, was ihm gar nicht gut bekommt; der ehemalige Parteisekretär Gädicke, der wieder etwas zu unselbständig ist, aber dafür »die Partei als seine wahre Familie« betrachtet hat; der wackere Arbeiter Kümpel (»ich hab' mir den halben Daumen abgeschnitten als junger Mann und hab' ihn mir mit dem Taschentuch festgebunden und weitergearbeitet«), der sich leider von den neuen Herren ein wenig mißbrauchen läßt und am Ende, wie es sich für einen solch polternden deutschen Helden schickt, die Welt nicht mehr versteht; und auch jene herben und aufopferungsvollen Arbeiterinnen sind wieder da, bei denen sich hinter der rauhen Schale der weiche Kern und unter der derben Kluft der festen Busen verbirgt.

Aber die Sprache dieses Buches beweist, daß es immer noch einen, sagen wir, gesamtdeutschen Trivialroman gibt: »Prost!« antwortete vom anderen Tischende her der Dreher Schkaritza, schüttete sich seinen Korn in den Rachen und biß in seine Bock-

wurst, daß der Saft spritzte. « Der deutsche Kitsch ist nach wie vor unteilbar.

So reiht Tilger aneinander und würfelt durcheinander: Augenblicksbilder und Impressionen, Gesprächsfetzen und Bruchstücke innerer Monologe, Bemerkungen und Beschreibungen, Reflexionen und Reminiszenzen, Stichworte und Zitate. Die meisten dieser Splitter, Schnappschüsse und Abläufe erweisen sich als mehr oder weniger statische Fertigteile, als eine Art Versatzstücke, die recht beliebig und willkürlich eingefügt oder eingeblendet und mit anderen Elementen verknüpft werden. Als überraschend oder neu kann diese Lösung schwerlich gelten.

Zugleich wird in der Faszination, die durchaus prosaische Funktionen des menschlichen Körpers auf Tilger ausüben, eine Eigentümlichkeit bemerkbar, die auch für viele andere und natürlich sehr unterschiedliche deutsch/deutsche Erzähler der letzten Jahre mehr oder weniger charakteristisch ist: die offenbar unwiderstehliche Neigung zum Infantilen und Pubertären.

Damit mag auch zusammenhängen, daß in der neuesten deutschen Epik unaufhörlich masturbiert wird. Übrigens scheint mir das auffallende Interesse für die Onanie das einzige Element zu sein, das die Schriftsteller der Bundesrepublik und der ehemaligen DDR immer noch miteinander verbindet. Daß diese Autoren stets nur die physischen Vorgänge beschreiben und nicht das, was wirklich von Bedeutung wäre – nämlich die psychischen Voraussetzungen, Begleiterscheinungen und Folgen der Onanie –, sei nur am Rande vermerkt.



Mit solchen Sätzen wie etwa: »Du bist mein Freund, und dein Arsch quillt mir entgegen« ist es nicht getan. Ob es übrigens männliche oder weibliche Körperteile sind – entgegenquellen sollten sie, denke ich, auf keinen Fall.

Natürlich werden in der Bundesrepublik laufend noch ungleich schlechtere Romane veröffentlicht. Nur daß sich hier das fade und penetrant Mediokre höchst anspruchsvoll gibt, daß es so preziös und feierlich daherkommt.

In einer Nebenhandlung erzählt Tilger die Geschichte eines verhältnismäßig simplen Mannes, offenbar eines Autohändlers, der in einer bundesrepublikanischen Großstadt – in Köln etwa oder in Düsseldorf – lebt, aber zur Zeit auf der Flucht ist. Vor wem? Erst einmal vor der Kriminalpolizei und der Steuerfahndung, die ihm schon auf der Spur sind: Er hat etwas ausgefressen, doch werden wir über seine Misseraten nicht näher informiert, was ich keineswegs bedauere. Zugleich ist dieser Mann – wie uns der möglicherweise von Tilger persönlich verfaßte Klappentext mitteilt – ein »Opfer gesellschaftlicher Zwänge, die in ihm wirksam sind als eine ihn zerstörende Macht«. Diese »Zwänge«, nämlich »Konkurrenzkampf und Angst vor der Isolation« – vor zehn Jahren hieß das »Wirtschaftswunder und Kontaktlosigkeit« –, sind es, die angeblich zum »rapiden Persönlichkeitszerfall« des Autohändlers geführt haben. Daß er nicht gerade verschwenderisch mit Scharfsinn und Intelligenz ausgestattet wurde, mag

auf Tilgers persönliche Erfahrung mit der Autobranche zurückzuführen sein. Aber nicht nur er hat eine Vorliebe für solche Romanhelden. Nun ja, ich weiß, es gibt in Deutschland viele schlichte und beschränkte Menschen. Indes: Müssen sich Romane mit ihrer Sicht begnügen? Ist es unbescheiden, die deutschen Epiker zu bitten, sie möchten ihren Hauptfiguren, wenn schon aus ihrer Perspektive erzählt werden soll, eine etwas größere Intelligenzquote zubilligen?

Doch was uns auch geboten wird – immer gehen hier Vergangenheit und Gegenwart ineinander über, an Sprüngen in Zeit und Raum ist kein Mangel. Hierzu bedient sich Tilger der Rückblende, die heute nur noch von der einfältigsten Landbevölkerung für ein hochmodernes Ausdrucksmittel gehalten wird. Aber so brav und wacker die gute, alte Rückblende auch ist, so läßt sich mit ihr, zumal ihre Anwendung keine Schwierigkeiten bereitet, viel Unfug anstellen. In »Fritzleben« funktioniert sie wie ein Fahrstuhl der Zeit, den der Autor, wenn ihm nichts Besseres einfällt, in Bewegung setzt: Tilgers Helden müssen unentwegt zwischen den Zeitetagen auf- und abfahren, was aber kaum mehr zur Folge hat als die gelegentliche Verwirrung des Lesers. Indes scheint die so bewirkte Verdunklung des Romangeschehens dem Verfasser nicht unlieb zu sein.

Jener unglückselige Autohändler etwa ist ein Opfer, gewiß, aber nicht »gesellschaftlicher Zwänge«, sondern lediglich schriftstellerischer Ohnmacht.

»So nachlässig können Sie schreiben, wenn Sie berühmt geworden sind; jetzt müssen Sie sich noch Mühe geben« – soll Voltaire einem Anfänger gesagt haben. Aber für die Gegner wie für die Anhänger der Kritik mag es in gleichem Maße tröstlich sein, daß kein Kritiker – und wäre er auch ein Genie – ein lebendiges literarisches Kunstwerk zu vernichten und ein totes zu beleben vermag.

So ist dieses Buch bei genauer Nachprüfung der deutschen Literatur in West und Ost ein typisches Produkt der Literatur der kleinen Schritte. Kein Grund zu lauter Lobreden über Ruhestörer.

Theodor W. Adorno zitierte Ferdinand Kürnberger:  
»Das Leben lebt nicht.« Eben, »Fritzleben«.

Wi  
Til

Wäl  
hat l  
Lese  
wick  
wori  
fen,  
mitg  
schre  
Emp  
imm  
werd  
H  
Vertr  
sung;  
Ihres  
seite  
dreizi  
auf n  
geguc  
gehec  
hauch